



Da warf der Prophet einen Speer

Die Moschee von Larabanga in Ghana ist von Mythen umrankt

Text und Foto: Kerry Sailer

HUNDERTE VON INTERNETSEITEN zeugen von Larabanga als Reiseziel, als Dorf mit Lehrermangel, als Stätte der ältesten Moschee Ghanas, als Sprungbrett in den nahen Nationalpark. Man könnte meinen, der kleine Ort Larabanga im Norden Ghanas existiere bloß in Legenden und »Bits and Bytes« statt in der Realität. Kaum ein Tourist dringt in die Tiefen der nordghanaischen Savanne vor und lässt alles hinter sich, was er schätzt und kennt – nicht nur heißes, fließendes Wasser, sondern auch die europäische Exaktheit und Vernunft.

Das beschauliche Dörfchen mit seiner kleinen, aber eindrucksvollen Moschee ist von Mythen jeglicher Art zugewuchert. Harte Fakten über die Moschee, ihren Baustil und ihre Entstehung sucht man vergeblich. Gerade deshalb eröffnet der Versuch, Licht in dieses Gestrüpp zu bringen, spannende Perspektiven.

Der Islam wanderte im Gepäck der Händlerkarawanen der Berber und Araber seit dem achten Jahrhundert durch die Sahelzone nach Westafrika. So weit sind sich Mythos und Forschung noch einig, doch dann trennen sich die Wege.

Glaubt man dem alten Imam, der abseits der Moschee auf einem Holzgestell thront und für ein kleines Entgelt die Geschichte des Bauwerks erzählt, hat sich Folgendes zugetragen: Die Vorfahren kamen vor 600 Jahren aus der Gegend von Womba im heutigen Nigeria und teilten sich in die drei Volksgruppen der Dagbani, Wale und Mamprusi. Der Prophet selbst führte die Suche nach einem neuen Siedlungsraum an. Als er an einem mystischen Stein Rast machte, warf er dort in der Nacht nach seinen Gebeten einen Speer. Wo der Speer niederfiel, sollte eine Moschee errichtet und die neue Siedlung gegründet werden.

Die Moschee von Larabanga: Lehm statt Stein, Wasserkrüge statt Brunnen.

Und so geschah es auch.

Später, als im 20. Jahrhundert die Straße nach Wa gebaut werden sollte, lag der mystische Stein der optimalen Route im Weg. Deshalb sei beschlossen worden, dass der

Stein weichen muss, erzählt der Imam. Der Stein wurde weggeräumt, doch am nächsten Tag lag er wieder an derselben Stelle. Das geschah drei Nächte lang, bis der Willen des mystischen Steins, an seinem angestammten Ort zu liegen, respektiert wurde und man die Straße in zwei Serpentin den Hang hinunter und am Stein vorbei baute.

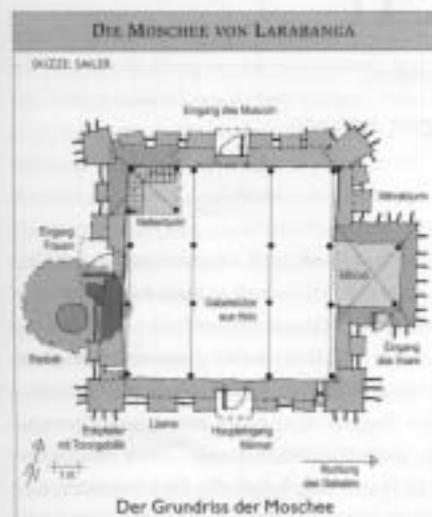
Wo Afrikanische Bauweise und islamischer Einfluss verschmelzen

Wo die Mythen nicht mehr weiterhelfen, tritt die Bauforschung auf den Plan. Die westafrikanische Moschee bildet einen komplett eigenständigen Charakter aus, der mit den traditionellen Moscheen des arabischen oder nordafrikanischen Raumes nur wenig gemein hat. In der Architektur wird er als westsudanesischer Stil bezeichnet. Afrikanische Bauweise und islamischer Einfluss durchdringen sich – gerade in der Moschee – gegenseitig: »Die ihr zugrundeliegende Grammatik des Raumes erlaubt den Ausdruck von islamischem Ritus und Glauben, der architektonische Wortschatz dagegen, entwickelt von islamisierten Baumeistern, bleibt einheimischem Boden verhaftet«, schreibt Labelle Prussin, international anerkannte Spezialistin für afrikanische Architekturgeschichte. Konkret äußert sich dies in der architektonischen Übereinstimmung von Profan- und Sakralbauten. Ob Wohnhäuser oder die zentrale Moschee – Material und konstruktive Details bleiben die gleichen.

Im Gegensatz zur typischen Moschee des Nahen und Mittleren Ostens ist kein Minarett als Rufturm ausgebildet, statt-

dessen zeichnet sich ein Turm ab, der sich über der Gebetsnische, dem *mihrab*, erhebt. Zum Gebet gerufen wird meist vom Dach. Aufwändige Brunnenanlagen, die architektonische Antwort auf die islamischen Reinigungsvorschriften, gibt es nicht. Für die Waschungen müssen in Larabanga einfache Wasserkrüge reichen. Der obligatorische Innenhof befindet sich in der Regel gegenüber der *qibla*-Wand, die gen Mekka ausgerichtet ist, er ist aber nicht immer vorhanden.

Anstelle von Steinen findet Lehm als ältester, zugleich vergänglichster Baustoff seine Verwendung – oft ungebrannt und sonnengetrocknet. Das erfordert ständige Instandhaltung und erschafft



»Generationenkunstwerke« anstelle von ewigen Zeugen der Geschichte. Das so genannte Toron-Gehölz, aus den Eckpfeilern und Türmen ragend, dient vorrangig dekorativen, aber auch konstruktiven Zwecken. Sein Aussehen prägt den Eindruck der westsudanesischen Moschee.

Von den vier durch den architektonischen Stil zu unterscheidenden Regionen des Westsudans fällt Larabanga in die Volta-Niger-Region, die den Westen Burkina Fasos sowie den Norden der Elfenbeinküste und Ghanas umfasst.

Der hier vorherrschende Bautypus formt einen kompakten Körper ohne Hof mit zwei Türmen aus: die Doppelturmoschee. Alles, was in Lehrbüchern dar-

über zu finden ist, bestätigt sich in der Moschee von Larabanga: Trotz des Varfalls lassen sich zwei Türme erkennen. Der zuckerhutförmige Turm, der sich über dem *mihrab* in Richtung Mekka erhebt, steht gegenüber dem zweiten Turm, der in der Literatur als »Treppenturm« beschrieben wird und für Nicht-Muslime nicht zugänglich ist.

Die Regenwasserentsorgung vom Dach ist nicht geklärt. Es fehlen zwar Wasserspeier, aber auch der Nachweis der Ableitung durch ein innen liegendes Fallrohr, wie es in Djenné (Mali) der Fall ist und hier möglich wäre, müsste erst noch geführt werden. Gesichert ist dagegen die Erkenntnis des Dachaufbaus durch kräftiges Knüppelholz, das – wie regional üblich – durch frei stehende Gabelstützen getragen wird.

Termitenbauten als Vorbild

Klarheit gibt es hinsichtlich der Fassade. Sie ist sowohl vertikal stark gegliedert durch die aufstrebenden Eckpfeiler und die so genannten Lisenen – vor die Fassade gestellte Zierpfeiler ohne Tragwirkung – als auch deutlich horizontal strukturiert durch die beinahe als Sprossenwand ausgeführten Toronhölzer zwischen den Lisenen. Sie zeichnen die Dachkante nach und malen graphische Schattenmuster auf die weiß getünchte Außenhaut. Zu erkennen sind außerdem dreieckige Portalfelder über den Eingängen, die in ihrer Dekoration an ältere Moscheen vor allem in Südmali erinnern.

Lediglich die Bedeutung der konischen Form der Türme, Eckpfeiler und Lisenen bleibt im Dunkeln. Aber vielleicht kann ja hier auf die afrikanischen Legenden zurückgegriffen werden, nach denen die Menschen – angeregt durch Termitenbauten – ihre Höhlen verließen und sich Lehmhäuser als Schutz schufen. Die Form jener Bauelemente soll noch heute in Verehrung daran erinnern.

Mit dieser Erklärung kann zwar vielleicht der europäische Verstand nicht mithalten, aber manchmal macht das ja auch nichts.

Zurück auf die Krim

DI E VOM STALIN-REGIME AUS ihrer Heimat vertriebenen Krimtataren drängen immer mehr auf die Anerkennung ihres Rückkehrrechts auf die Halbinsel im Schwarzen Meer.

Im Vorfeld des 48. Nationalitäten-Kongresses der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen in Bozen hat Mustafa Jemilev, Symbolfigur der Krimtatarischen Nationalbewegung und ehemaliger Mitstreiter des sowjetischen Dissidenten Andrej Sacharow, auf einer Tagung in Berlin die Forderungen der vertriebenen Minderheit bekräftigt.

Während des Zweiten Weltkriegs, in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1944, wurde das gesamte krimtatarische Volk nach Usbekistan und Kasachstan deportiert und hat auch nach Stalins Tod bis heute keine offizielle Rückkehrerlaubnis erhalten.

Durch die massenhafte, meist illegale Rückkehr auf die Krim – man spricht von bis zu 250 000 Menschen seit Anfang der 90er Jahre – ist es zu großen sozialen Problemen gekommen.

Da die Rückkehrer nicht die ukrainische Staatsbürgerschaft besitzen und alles Hab und Gut in Zentralasien zurückgelassen haben, dürfen und können sie keinen Grund und Boden erwerben. Bis zu 90 Prozent sind arbeitslos, die Behelfswohnungen sind oft ohne Wasser, Strom und Gas.

»Usbekistan und die Ukraine haben einiges im Rahmen ihrer Möglichkeiten getan, es ist aber an der Zeit, dass nun Russland seine historische Schuld anerkennt und etwas für die Krimtataren tut«, forderte Jemilev.

Steffen Mieste-Riecke